
Zur visuellen Darstellung von Austerität in Neuen Medien

Kristina Chmelar

1 Einleitung

Für die Vermittlung von politischen Zusammenhängen sind Neue Medien seit geraumer Zeit zentral. Sie sind in unserer Kultur vergleichsweise leicht zugänglich, machen ihren Nutzer_innen ein kaum mehr zu überschauendes Wissensangebot und erweitern in einer bis zu ihrer Durchsetzung ungekannten Art und Weise unseren Weltbezug. Die Politikvermittlung fordert Medienschaffende dabei regelmäßig heraus. Allgemein liegt dies zum einen daran, dass politische Prozesse und Zusammenhänge vielschichtig sind und nicht gleichermaßen einfach dargestellt werden können wie etwa ein Naturschauspiel oder ein kulturelles Ereignis. Zum anderen finden die wichtigsten Aushandlungen und Beschlüsse in aller Regel hinter verschlossenen Türen statt. Im speziellen Fall von Austerität als Diskursphänomen, wie es sich im Zuge und Nachgang der globalen Finanzkrise in den Mitgliedstaaten der Europäischen Union ausformte, war dies nicht anders.

Für die hilfreichen Anregungen zu diesem Beitrag gilt mein herzlicher Dank Tim Griebel, für die Unterstützung meiner Forschungsarbeit überhaupt Heinrich Pehle, Roland Sturm und nicht zuletzt der Studienstiftung des deutschen Volkes.

K. Chmelar (✉)

Institut für Politische Wissenschaft, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Erlangen, Deutschland

E-Mail: kristina.chmelar@fau.de

Für eine an medialer Darstellung bzw. Repräsentation interessierte Forschung stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, wie die genannten Herausforderungen im Einzelnen zu bewältigen gesucht wurden. Dabei spielt mit Blick auf Neue Medien eine besondere Rolle, dass jene hauptsächlich visuelle Medien sind (Seel 1998, S. 263), bei ihrem Gebrauch sind Bilder wesentlich. Während die auf Wirtschaft und Finanzen bezogene Politik „visuell eintönig“ und „mathematisch abstrakt“ erscheinen mag (Eder 2015), sind Medienschaffende doch angehalten, die digitale Vermittlung entsprechenden Wissens nicht allein auf Sprache zu beschränken, sondern auch Bildmaterial beizusteuern. *Multimediale* und *-modale* Darstellungen sind regelmäßig das Ergebnis.

Das diesem Beitrag zugrunde liegende Erkenntnisinteresse zielt darauf, wie die Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) – als eine der staatlichen Organisationen, die mit der Vermittlung im weitesten Sinne politischer Zusammenhänge federführend betraut ist – Austerität darstellt. Feinanalysiert wird der erste Treffer, den man erhält, gibt man Austerität in das Suchfenster der bpb-Websites ein. Bevor jedoch das prominente Informationsangebot unter besonderer Berücksichtigung der verwendeten Fotografien einer semiotisch informierten Dekonstruktion unterzogen werden kann, sind zwei elementare Fragen zu klären: 1) Welchen Status haben überhaupt Neue Medien und welchen Status hat etwas in ihnen Dargestelltes? 2) Welche Rolle spielen (dokumentarische) Fotografien bei der (digitalen) Vermittlung von Wissen?

2 Über den Status Neuer Medien oder die Fortführung eines sehr alten Streits

Analog zu unserem Verhalten im Alltag gelten Medien den meisten als transparente Mittler, die zwischen uns und der Wirklichkeit oder zwischen einem Sender und einem Empfänger übertragen. Dieses Alltagsverständnis bezieht sich dabei sowohl auf (Massen-)Medien in einem empirischen Sinne als auch auf das Mediale als „Tauschakt“, d. h. auf die Form von Weltaneignung bzw. von sozialen Interaktionen (Mersch 2013, S. 159). Bei ihrem Gebrauch jedenfalls, so lässt sich das Alltagsverständnis auf den Punkt bringen, bleiben Medien respektive bleibt das Mediale in aller Regel „*der blinde Fleck*“ (Krämer 1998a, S. 74, Herv. i. O.). Der dabei implizite ontologische Realismus, oftmals auch gepaart mit einem epistemologischen, wird nicht zuletzt in der Diskussion um die Digitalisierung bisweilen restlos infrage gestellt. Die Medienphilosophin Sibylle Krämer (1998b, S. 14 f.) schreibt in diesem Kontext von „einer Komplizenschaft zwischen den

realitätsauflösenden Wirkungen der Neuen Medien und den im Umkreis des Radikalen Konstruktivismus gebildeten Positionen, die Realität als bloße Konstruktion bzw. Interpretation verstehen.“ Wie kommt diese radikal andere Einstellung gegenüber der Wirklichkeit im Allgemeinen und den Neuen Medien¹ respektive dem Medialen im Besonderen genau zustande?

Was digitale bzw. Neue Medien anbelangt, verweisen radikale Konstruktivist_innen *erstens* darauf, dass sich die Verbindung zwischen der Situation, die man erfährt, und der Situation, in der erfahren wird, massiv gelöst habe: Insbesondere die digitalen Massenmedien versetzten den heutigen Menschen in die außergewöhnliche Lage, alltäglich Situationen zu begegnen, in denen er nicht ist, nie war und auch nie sein wird (Seel 1998, S. 259). Dabei bewirke die „instantane Technik elektronischer Medien [... *zweitens*] eine Neutralisierung von Raum- und Zeitunterschieden: Was räumlich entfernt liegt, rückt nah; was zeitlich nacheinander folgt, wird gleichzeitig.“ (Krämer 1998a, S. 76; siehe bereits McLuhan 1970, S. 43 ff.) *Drittens* erhält eine radikal konstruktivistische Einstellung durch das Argument Rückenwind, dass digitale Medien allem voran sekundäre Medien sind. Ihre Herstellung und Verwendung ist erst durch die erfolgreiche Nutzung anderer, primärer Medien zu erreichen (Seel 1998, S. 266). Damit verweisen Neue Medien zuvorderst auf andere Medien und produzieren schließlich eine „ontologische Unschärfe“: Niemals könne eindeutig gesagt werden, welche Qualität Seiendes wie etwa Austerität hat, das uns über Bildschirme und Lautsprecher erreicht (Seel 1998, S. 260; siehe bereits Mitchell 1992, S. 31 in Bezug auf digitale Bilder).

¹Der Begriff Neue Medien bezieht sich hier auf Medien, die auf einer spezifischen Form der digitalen Informationsverarbeitung und -übertragung basieren. Für gewöhnlich differenziert die Literatur zwischen Neuen und inzwischen als traditionell bezeichneten (Massen-)Medien entlang von vier Begriffen: Hypertext, Virtualität, Interaktivität und Multimedialität. Hypertext referiert darauf, dass es im Kontext Neuer Medien nicht mehr um einfache, linear verlaufende Texte in einem weiten Sinne geht, sondern vielmehr um Textnetze, die verschiedene Verknüpfungen schaffen. Virtualität meint, dass Neue Medien im Gegensatz zur gemeinhin als nicht-medial empfundenen primären Wirklichkeit eine sekundäre künstliche und damit beeinflussbare Wirklichkeit konstruieren. Interaktivität bezeichnet die wechselseitige Einflussnahme zwischen komplexen Systemen wie dem Internet und Menschen. Das Stichwort Multimedialität verweist zuletzt darauf, dass Neue Medien in bislang ungekannter Weise diverse Medien und damit auch Modi miteinander verbinden und als Gesamtheit auf spezifische Weise transformieren (Aufenanger und Muratović 2013, S. 289 ff.).

Die klärungsbedürftige Frage nach dem Status des digital Dargestellten erweitert sich damit zu einer Frage nach unserem Weltverständnis und -verhältnis als solchem. Während die konstruktivistische Position nicht zuletzt vor dem Hintergrund der bislang erwähnten Argumente die *wirklichkeitserzeugende* Eigenschaft von Medien starkmacht und ihre radikalen Vertreter_innen die Wirklichkeit nur mehr als Konstrukt anerkennen, stehen in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung Realist_innen dem eingangs skizzierten Alltagsverständnis von Medien nahe. Sie bestehen i. d. R. auf der Existenz einer vom Diskursiven im Allgemeinen und unserer Erkenntnis im Speziellen unabhängigen, uns medial aber mit mehr oder weniger Friktionen zugänglichen Realität – betont wird so die *wirklichkeiterschließende* Kraft von Medien.

Diese, hier idealtypisch zugespitzte Opposition in der Digitalisierungsdiskussion ist so neu nicht; einen ersten Höhepunkt fanden die Vorgängerdiskussionen dabei im Mittelalter, wo sich im Kontext des theologisch-philosophischen Universalienstreits ein essenzialistisches und eine nominalistisches Lager formierte: Nahmen die Essenzialisten an, das Repräsentierende falle mit dem Wesen des Repräsentierten zusammen und habe damit teil an dessen Essenz, gingen die Nominalisten davon aus, zwischen Repräsentierendem und Repräsentiertem gebe es höchstens ein indirektes Verhältnis, d. h. eine Repräsentation begriffen sie nur als Zeichen des Repräsentierten respektive als eine mögliche Darstellung (Geimer 2014, S. 109). Fortgesetzt wurde die Debatte in der Neuzeit etwa von Kant mit seinem transzendentalen Idealismus, dem zufolge über das Ding an sich nichts mehr gesagt werden könne. Im 19. Jahrhundert allerdings drehte sie Friedrich Nietzsche mit seinen sprachtheoretischen Überlegungen eine Ebene höher: Konträr zum Mainstream des europäischen Denkens dachte Nietzsche die Sprache nicht mehr ausgehend vom *Logos*, taxierte sie also nicht als einen rationalen Ort (Mersch 2013, S. 49). Vielmehr galt sie ihm als raffiniertes Blendwerk, das keinen realen Ursprung mehr habe, sondern nur mehr „Maskerade“ sei (Nietzsche 2016). Daraus schloss Nietzsche jedoch nicht, Medien lügen. Stattdessen bestimmte er Täuschung und Aufklärung, Unwahrheit und Wahrheit als genuin relative, funktional gleichwertige Codierungen. Anstelle der klassischen Suche nach Wahrheit interessierte ihn Sprache als ein mediales Phänomen *sui generis*; in kritischer Absicht unterhöhle er damit nachhaltig die überlegene Stellung der Wahrheit gegenüber dem Trug (Mersch 2013, S. 49).

Nietzsches Sprachtheorie kann als Radikalisierung der nominalistischen Position aus dem mittelalterlichen Universalienstreit verstanden werden, denn: Während die Nominalisten mit den Essenzialisten damals zumindest noch insoweit konform gingen, als sie abseits der Repräsentation ein für das Diskursive und Erkenntnis einflussreiches Seiendes anerkannten, beschränkt Nietzsche und in

seinem Folge der vom *linguistic turn* befeuerte konstruktivistische Radikalismus des 20. und 21. Jahrhunderts das bedeutsam Seiende nur noch auf die Repräsentation. Eine Realität abseits der Darstellung spielt in diesem Denken keine Rolle. Ontologie und Epistemologie fließen mehr oder minder in eins.

Auch die Diskussion, die seit den 1980er Jahren die Verbreitung von Computern nicht nur im Arbeitsbereich, sondern auch im Privaten begleitet, brachte in der wissenschaftlichen Sphäre das nietzscheanische Argument erneut aufs Tapet. Die bereits beschriebene ontologische Unschärfe der Neuen Medien respektive ihre „konstitutive[] Instabilität und Variabilität“ (Seel 1998, S. 261) nehmen radikale Konstruktivist_innen im Allgemeinen und Vertreter_innen eines „Mediengenerativismus“ (Krämer 2013, S. 330) im Besonderen als Stein des Anstoßes, um das schon in den 1960er und 1970er Jahren von Theoretiker_innen wie Marshall McLuhan (2001) oder Jean Baudrillard (1978, 2005) aufgestellte Postulat eines Verlusts des Realen aufzuwärmen, genauer: den Verlust eines ganz bestimmten Realen: Verabschiedet wurde das Reale als „Widerpart [...] medialer Weltgewinnung“, begrüßt hingegen das Reale als deren Produkt (Seel 1998, S. 261). Das Mediale samt speziellen Medien avanciert so nicht nur zu einem Unhintergehbaren. Es gilt als *das* Konstituens und wird „zu einer Instanz der Letztbegründung“ (Krämer 2013, S. 330). Medien verweisen damit als Verweise immer nur auf Verweise (Derrida 1974, S. 511). Gilt allein das Medium als die Botschaft, existieren Phänomene wie Austerität nur mehr diskursiv.²

Die konstruktivistischen Einwände gegen einen (naiven) ontologischen wie epistemologischen Realismus und die damit häufig verknüpften, an Normen und/oder Zwecken ausgerichteten Menschenbilder werden hier als berechtigt anerkannt; ungeachtet dessen scheinen die Folgerungen der radikalen Kritiker_innen jedoch übertrieben. Der vorliegende Beitrag favorisiert eine Haltung, die es

²Der Mediengenerativismus resultiert laut Krämer (2013, S. 330 f.) aus „einem neuzeitlichen Topos innerhalb der abendländischen Philosophie: Mit der Säkularisierung entwirft der Mensch sich als Subjekt, insofern das ‚Demiurgische‘, also die autonome Erzeugungskraft von Gott auf ihn selbst übergeht und er sich fortan als ‚homo faber‘ und ‚homo generator‘ verstehen kann. Sowohl die Welt, wie auch das Selbst werden zu Schöpfungen des menschlichen Subjekts. Allerdings unterlag dieser Subjektbegriff – ausgelöst durch die subjektkritischen Einstellungen von Autoren wie Nietzsche, Foucault und Derrida – in der Moderne einer Erosion. Doch nach ‚dem Tod des Subjekts‘ blieb die Funktion autonomen Erzeugungspotenzials keineswegs unbesetzt: Denn nun rücken die Medien in eben jene Lücke ein, welche die Dekonstruktion des Subjektkonzeptes hinterlassen hat.“

ermöglicht, selbst im prominent von McLuhan (1992) beschriebenen *global village* die Füße stillzuhalten. Diese Haltung geht mit einem postkonstruktivistischen Medienbegriff einher, der in Erweiterung von Ernst Cassirers kulturtheoretischen Überlegungen die wirklichkeitsmitemzeugende Kraft von Medien (hier auch von digitalen Medien und dabei besonders von Fotografien) akzentuiert. Zugleich sagt er einem unabhängig von uns bestehenden und gleichsam auf Kultur bzw. ein hier synonym verstandenes Diskursives³ samt unserer Erkenntnis einflussreichen Realen aber nicht allzu leichtfertig Adieu – sodass auch Diskursphänomene wie Austerität zumindest *etwas* Boden unter den Füßen gewinnen.⁴

Was genau aber ist hier mit dem Attribut *postkonstruktivistisch* gemeint? Verbleiben wir zunächst einmal bei dem Wortstamm: Die hier vorgenommene Auseinandersetzung mit radikal konstruktivistischem Denken geht davon aus, dass alles, was wir von der Welt erkennen, wissen und fühlen können, dass alles, was wir über die Welt sagen können, nur dank Medien erkannt, gewusst, gefühlt und gesagt werden kann (Krämer 1998a, S. 73; Seel 1998, S. 250). Ein nicht-mediales Weltverhältnis gibt es für uns wie für irgendein anderes erkennendes Wesen *nicht* – und das gilt gleichermaßen für Politik wie etwa für Naturwissenschaften. Aufbauend auf dieser Prämisse einer Unhintergebarkeit des Medialen in allen Bereichen ermöglicht das Präfix *post* im Rahmen konstruktivistischer Medientheorie zweierlei: a) das Ernstnehmen der Differenz von Darstellung und Dargestelltem und b) die Spekulation über eine nicht-konstruierte und zugleich für Kultur bzw. das Diskursive wie Erkenntnis relevante Realität.

ad a) Obzwar auch radikale Konstruktivist_innen zwischen Darstellung und Dargestelltem unterscheiden, gilt ihre ungeteilte Aufmerksamkeit der Darstellung; das aus ihrer Sicht epistemologisch keinerlei Rolle spielende Dargestellte bedenken sie nicht. Demgegenüber wird hier argumentiert, dass ein Reales ohne ein Mediales durchaus denkbar und bedenkenswert ist, ein Mediales ohne ein Reales hingegen nicht. Um die ketzerische Frage von Hilary Putnam (1997, S. 158)

³Das Diskursive wird hier als eine nicht ursprünglich machtgebundene, sondern erst im praktischen Vollzug sich mit Macht aufladende Gesamtheit an *Ordnungsstrukturen* gedacht. Für ihr Sein werden drei Elemente als konstitutiv angenommen: symbolische Formen respektive Medien, erkenntnisfähige Wesen und – gemäß der noch zu diskutierenden postkonstruktivistischen Einstellung dieses Beitrags – auch eine mögliche extradiskursive Realität. Manifest und der Erkenntnis zugänglich wird das mit einem Rest des Realen behaftete, nicht auf Sprache reduzierte Diskursive nur im *Medialen*, über symbolische Formen bzw. als Dispositiv. Welchen Begriff wir hierfür verwenden, spielt keine Rolle.

⁴Für einen ähnlichen theoretischen Entwurf im Rahmen der Erinnerungsforschung siehe Chmelar (i. E.).

aufzugreifen, die mit Blick auf das Sprachapriori formuliert wurde, ohne Weiteres aber auch in den Kontext eines Medienapriori übersetzbar ist: „[W]arum sollte die Tatsache, daß eine beschreibungsunabhängige Beschreibung der Realität nicht möglich ist, zu der Annahme führen, es gebe nichts außer den Beschreibungen?“⁵ Martin Seel (1998, S. 254, Herv. i. O.) überträgt das gleiche Argument vom Allgemeinen auf das empirisch Konkrete, wenn er schreibt: „Medien sind Elemente, ohne die es das in einem Medium Artikulierte nicht gibt – wohl aber häufig das, worauf sich die Artikulation *bezieht*.“ Nicht alles, was ist, so die Vermutung, ist damit notwendigerweise auch medial vermittelt.

ad b) Die Annahme einer solchen, der medialen Vermittlung vorgängigen Realität sagt uns jedoch noch nichts darüber, wie sich jene zum Diskursiven und unserer Erkenntnis verhält. Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (2013) etwa, die zweifelsfrei zur Prominenz des politikwissenschaftlichen Konstruktivismus zählen, würden sagen:

A stone exists independently of any system of social relations, but it is, for instance, either a projectile or an object of aesthetic contemplation only within a specific discursive configuration [...], it is only a commodity within a determinate system of social relations.

Ein Reales abseits des Diskursiven kennen Laclau und Mouffe nicht, abgesehen von einer leeren Einschreibefläche hat die Realität den beiden nach keinerlei Relevanz für uns. Gegen ihre und ähnliche Positionen führt der vorliegende Beitrag nun eine grundsätzliche Spekulation ins Feld und mutmaßt, dass eine extradiskursive Realität nicht nur existiert, sondern dass sie sowohl auf das Diskursive als auch auf individuelle Erkenntnis Einfluss hat.⁵ Und zwar auf zwei Ebenen: der Ebene des Dargestellten und der Ebene des Darstellenden bzw. Medialen.

⁵Wie genau es um diesen Einfluss bestellt ist, in welchem Verhältnis etwa der Einfluss des Extradiskursiven und der Einfluss des Diskursiven im Zuge der Bedeutungsgebung steht, darüber können wir ob unseres epistemologischen Standpunkts lediglich spekulieren. Insbesondere unter dem Dach des *Critical Realism* wird dies auch getan: Tatsächlich spekulieren kritische Realist_innen in weit umfassenderer, ‚härterer‘ Form als dieser Beitrag über das diskursive Außen. Sie erheben jedoch auch den Anspruch, ähnlich einer Hermeneutik des Verdachts zu tieferen Schichten der Realität zu gelangen (Griebel 2016) und sind oftmals (post-)marxistisch grundiert (Dean et al. 2006). Demgegenüber wird hier vermutet, dass das Diskursive im Kontext unseres Weltbezugs ausschlaggebend ist; in der Konsequenz liegt das analytische Augenmerk darauf respektive auf dessen medialer Vermittlung.

Was die erste Ebene anbelangt, bringt uns ein Blick in Ernst Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen* einen Schritt weiter:

Wenn man die Sprache, den Mythos, die Kunst als ‚symbolische Formen‘ bezeichnet, so scheint in diesem Ausdruck die Voraussetzung zu liegen, dass sie alle, als bestimmte geistige Gestaltungsweisen, auf eine letzte Urschicht des Wirklichen zurückgehen, die in ihnen nur wie durch ein fremdes Medium erblickt wird. Die Wirklichkeit scheint für uns nicht anders als in der Eigenart dieser Formen fassbar zu werden; aber darin liegt zugleich, dass sie sich in ihnen ebenso verhüllt wie offenbart (Cassirer 2010, S. 1).

Das Mediale stellt Cassirer folgend also nicht nur her, es stellt auch dar. Im kleinen, aber feinen Unterschied zu Cassirer wird an dieser Stelle die andere Realität (d. h. die extradiskursive, außerkulturelle) jedoch nicht einfach behauptet, sondern im Sinne einer Seins-Utopie verstanden. Für manche mag dies nur eine unwichtige Nuance sein, doch sie ist im engeren Wortsinn entscheidend: Während Cassirer – gleichwohl er das Kulturelle als unhintergebar taxiert – eine andere, materielle Realität ohne Zweifel setzt und davon ausgeht, sich ihr hermeneutisch nähern zu können, wird hier – in konsequentem Bewusstsein für die eigene Standpunktbezogenheit – lediglich darüber gemutmaßt, dass es ein nicht zuletzt materiell verfasstes anderes oder extradiskursives Reales gibt, welches auf unsere Kultur und damit auch unsere Erkenntnis einwirkt und dem vor diesem Hintergrund überzeugender mithilfe von (kultur-)semiotischen Verfahren beizukommen ist.

Die zweite Ebene, auf der ein extradiskursives Außen Einfluss ausübt, sind Medien selbst. Jedes Medium hat eine bestimmte Materialität und es erscheint nur konsistent, wenn auch sie eine Rolle im diskursiv geprägten Erkenntnisprozess spielt – und sei es nur in Form eines Spektrums an Potenzialen, die Diskursteilnehmer_innen aktualisieren *können* (oder auch nicht). Medien geraten so neben erkenntnisfähigen Wesen und einer extradiskursiven Realität zu einem *Dritten*, das Bedeutung nicht nur befördert und intersubjektiv geteilte, diskursive Realität überhaupt erst ermöglicht, sondern immer auch mitträgt. Für diese Wirkkraft von Medien bildet ihre Materialität das Fundament (Krämer 1998a, S. 78 f.). Alles, was wir über ihre materiellen Potenziale sagen können, kann jedoch nur hypothetisch sein (Erl 2011, S. 123 f.).

Selbst wenn digitale Medien als sekundäre Medien also zuvorderst auf andere Medien verweisen, schreibt sich ein Reales in das durch sie vermittelte bzw. mit ihrer Hilfe prozessierende Diskursive mutmaßlich allein schon deshalb immer mit ein, weil Medien selbst keine blanken Konstruktionen sind. Und

auch das Argument, Neue Medien addierten oder kombinierten primäre Medien nicht einfach nur, sondern generierten „Texte, Bilder, Klänge oder maschinelle Operationen nach ein und demselben digitalen Verfahren“ (Seel 1998, S. 258) und transformierten sie so in besonderer Weise, führt nicht zwangsläufig zu der Behauptung einer verschwindenden oder bereits verschwundenen Wirklichkeit. Nur weil mindestens zweierlei Medien zwischen uns und eine spekulativ vorhandene und gleichsam bedeutungsrelevante Realität treten und dabei ein extradiskursives Etwas stärker transformiert wird als bislang, ändert das aus der hier vertretenen Perspektive *nichts* an der Existenz und mitunter *wenig* an der Bedeutung dieses Etwas für Diskurse samt unserer Erkenntnis.

Am Ende hat die postkonstruktivistische Grundierung einer an medialer Repräsentation interessierten Forschung den großen Vorzug, das *Mediale als ein Eigenes* und *Medien als wirklichkeitsmiterzeugende Entitäten* adressieren zu können, ohne beides allzu leichtfertig von einer extradiskursiven Realität abzukoppeln bzw. alle Wirklichkeit und damit auch das diskursive Phänomen Austerität in seiner Vermittlung aufzulösen. Im besonderen Fall von Neuen Medien können jene dank der postkonstruktivistischen Spekulation – und damit ohne einem naiven Realismus bzw. glücklichen Positivismus frönen zu müssen (Foucault 1993, S. 44) – als in vielerlei Hinsicht radikale Ausweitung, partiell sicher auch Veränderung der bisherigen Verwendung von Medien gedacht werden, mehr aber auch nicht: Unser Weltverhältnis bleibt ohne das Mediale undenkbar, Medien stiften es jedoch nicht aus dem Nichts. Und schreiben auch kein Phänomen Austerität in ein leeres Reales ein.

3 Fokus Fotografie

Wie bereits erwähnt, operieren digitale Medien mit verschiedenen primären Medien, darunter äußerst oft mit Fotografien. Für die Vermittlung von Wissen im Allgemeinen und Austerität im Besonderen spielen v. a. sogenannte dokumentarische Fotografien eine wichtige Rolle. Genauer gesagt spielen sie zwei: *Erstens* gelten sie den meisten von uns als besonders evident und objektiv. In der Regel überzeugt eine Fotografie in unserer Kultur mehr als ein Text. „Etwas, wovon wir gehört haben, scheint ‚bestätigt‘, wenn man uns eine Fotografie davon zeigt“ (Sontag 1980, S. 11). Man sieht ja, dass es stimmt. *Zweitens* sind dokumentarische Fotografien eines der wichtigsten Vehikel, „um eine Erfahrung zu machen, um den Anschein der Teilnahme an irgend etwas zu erwecken“

(Sontag 2010, S. 285). In Kombination mit ihrer spezifischen Modalität⁶ (relativ zu sprachlichen Aussagen sind sie für uns auf den ersten Blick einfacher und – durch die Möglichkeit einer simultanen Rezeption – schneller greifbar), wird ihnen gemeinhin das Vermögen zugesprochen, besonders wirkungsvoll, anrührend und einprägsam zu sein. Häufig werden sie „zur Stimulierung des moralischen Impulses verwendet“ (ebd., S. 292). Doch wie kommt dieser Status von Fotografien zustande?

Im Kontext des besonderen realistischen Moments von Fotografien und der damit verknüpften funktionalen Potenziale kristallisieren sich in der Literatur zwei dominante Antworten: durch den technischen Herstellungsprozess, der sich an einem gewissen Punkt menschlichem Einfluss entzieht, und durch die Ähnlichkeit zwischen Fotografie und Fotografiertem. Beide Begründungsmuster gerieten bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von konstruktivistischen Positionen aus unter Beschuss; besonders hitzig wurde es durch die Digitalisierung.

Vor dem Hintergrund der bereits diskutierten postkonstruktivistischen Spekulation und mit Blick auf die Suche nach einer passenden Method(ologi)e, um Austerität *als Bild* bzw. *im Bild* untersuchen zu können, müssen uns die Einwände im Detail nicht beschäftigen. Festzuhalten ist für analoge und für digitale Fotografien in ähnlicher Weise, dass die Aufnahme einerseits „einen sichtbaren Rest“ (Geimer 2014, S. 133, Herv. i. O.) produziert, der ein Gewesen-sein von etwas voraussetzt und sich ob seiner spezifischen Materialität von anderen Medien wie der Sprache unterscheidet. Andererseits wird hier gemutmaßt, dass sich das Diskursive samt unserer Erkenntnis *oberhalb* dieses materialisierten Rests des Realen ausformt, ein Bild also durchaus Einfluss auf seine intersubjektiv geteilte Bedeutung hat.

⁶Der Begriff Multimodalität ist in der wissenschaftlichen Debatte relativ neu und referiert sowohl auf ein wachsendes, sich stetig differenzierendes Forschungsfeld als auch auf ein Phänomen der menschlichen Kommunikation. Was das Forschungsfeld anbelangt, wird Multimodalität erst seit der jüngsten Jahrhundertwende in der Breite und interdisziplinär diskutiert. Mit Blick auf die Literatur besteht der größte Forschungsbedarf dabei weniger in theoretischer Hinsicht als in der empirisch-analytischen Umsetzung. Vor diesem Hintergrund versteht sich der vorliegende Artikel als kleiner Schritt auf dem Weg, diesem Missverhältnis beizukommen. Was das Kommunikationsphänomen Multimodalität anbelangt, teilt er mit dem Gros des Schrifttums vier grundlegende Annahmen, „namely that a) all communication is multimodal; b) analyses focused solely or primarily on language cannot adequately account for meaning; c) each mode has specific affordances arising from its materiality and from its social histories which shape its resources to fulfill given communicative needs; and d) modes concur together, each with a specialized role, to meaning-making; hence relations among modes are key to understand every instance of communication“ (Adami 2016, S. 451).

Fototheoretische Überlegungen, die diesen Prämissen entsprechen, finden wir bei Roland Barthes. In der Medienwissenschaft von einigen als naiver Realist diffamiert, werden seine method(olog)ischen Überlegungen hier in Anlehnung an den Kunsthistoriker Peter Geimer (2014) einer (Re-)Lektüre unterzogen. Barthes' Ausgangsthese lautet, dass es bei der Fotografie zwischen Konnotation und Denotation zu unterscheiden gilt: „Nur der Gegensatz zwischen dem kulturellen Code und dem natürlichen Nichtcode kann, so scheint es, dem spezifischen Charakter der Fotografie gerecht werden“ (Barthes 1990a, S. 15). Doch was genau ist mit dieser Differenzierung gemeint?

Während die konnotierte Botschaft einer Fotografie erst in medial vermittelten Diskursen entsteht und die einzige Botschaft ist, die wir aufgrund unseres spezifischen epistemologischen Standpunkts erkennen können, denkt Barthes jenseits des Diskursiven einen utopischen, einen ‚adamitischen‘ Ort (Barthes 1990b, S. 37), der zwar nicht aufgeschlossen werden kann, trotzdem aber „*kontinuierlich*“ existiert und eine „Botschaft *ohne Code*“ (Barthes 1990a, S. 15, Herv. i. O.) birgt. Diesen Nicht-Ort bezeichnet Barthes als Denotation; sie ist das unsichtbare Fundament, oberhalb dessen eine kulturell bedingte Konnotation sich überhaupt erst entfalten kann.

Barthes' Mutmaßung über eine Denotation des Dargestellten lässt sich auch auf das Darstellende übertragen: Wenn wir die Fotografie als ein Medium begreifen, das gewisse funktionale Potenziale (Beweiskraft, Präsenzeffekt, die Fähigkeit, anzurühren etc.) hat und deshalb in gewisser Weise gebraucht wird, tun wir dies nicht allein auf der Basis von Konnotationen, d. h. von Kultur bzw. diskursiven Konventionen, sondern spekulativerweise *auch* auf Basis ontologischer, nicht zuletzt materiell verfasster Eigenschaften des Mediums selbst. Dass eine doppelte Denotation (des Dargestellten und des Darstellenden) angenommen wird, heißt zugleich jedoch nicht, Fotografien respektive andere Medien hätten ein träges Wesen oder reale Reste seien eindeutig. Mit Blick auf die immer wieder erkennbare relative Kontingenz von Bedeutung erscheint es hingegen angebracht, die Denotation als einen auf ein empirisches Reales bezogenen und deshalb grundsätzlich unpolitischen Komplex zu denken, der während der betrachtenden Aneignung einer Fotografie durch ein diskursiv geprägtes, erkenntnisfähiges Wesen ein bestimmtes Spektrum an Konnotationen ermöglicht, d. h. manche, aber eben nicht jede Bedeutung freisetzen kann. Auf diese Weise lässt die Fotografie trotz realer Reste einer diskursiven Dynamik etwa genügend Raum, um „eine *linke* oder eine *rechte* Lektüre“ (ebd., S. 25, Herv. i. O.) eines bestimmten Bildes zu machen. Im Besonderen gilt dies für die bildliche Darstellung von Austerität, denn: Auch wenn Fotografien einen sichtbareren Rest des Realen produzieren als andere Medien, so bezieht sich diese Aussage lediglich auf ein empirisch Manifestes, d. h. etwa die reale Existenz von protestierenden Menschen oder einer Verhandlungsrunde politischer Eliten, wie wir sie im Zuge der bildlichen Darstellung von Austerität am

häufigsten zu sehen bekommen. Von einer Unmittelbarkeit des komplexen und nicht zuletzt politisch brisanten Diskursphänomens Austerität *im Bild* bzw. einer entsprechenden Denotation kann jedoch nicht die Rede sein. Und auch deshalb hat für die Bildbedeutung am Ende der *Kontext* eine herausragende Stellung.

Die bis hierhin skizzierten fototheoretischen Überlegungen lassen sich gewinnbringend mit dem dreigliedrigen Lektüreverfahren verbinden, wie es Barthes in zwei seiner Aufsätze – nicht ohne Widersprüche, aber grundsätzlich überzeugend – dargelegt hat. Der Ausdruck Lektüreverfahren mag dabei in Anbetracht der jüngeren Debatten, wie sie seit der bildwissenschaftlichen Wende zu Beginn der 1990er Jahre geführt werden, irritieren, betonen doch die meisten Debattierenden die Spezifität des Bildlichen – im Unterschied hauptsächlich zur Sprache. Der Begriff Bildlektüre impliziert hier deshalb ausdrücklich nicht, Fotografien könnten gelesen werden wie Texte. Vielmehr geht es darum aufzuzeigen, dass eine Auseinandersetzung mit Bildhaftem immer auch eine Auseinandersetzung mit Sprache ist: mindestens mit einer gedachten (im Zuge der erkennenden und damit sprachliche Begriffe gebrauchenden Aneignung einer Fotografie), in der Regel aber auch mit einer geschriebenen oder gesprochenen. Denn wann sehen wir schon ein Bild an, ohne dass uns jemand etwas darüber erzählt oder dazu schreibt?

Das barthesche Lektüreverfahren hebt genau auf diesen Umstand ab und denkt die Aneignung von Fotografien grundsätzlich als einen multimodalen Prozess, der sich nur analytisch differenzieren lässt. Das heißt, Bild und Sprache werden als aufs Engste miteinander verbundene Modi gedacht. Dem Modus Sprache kommt bei der Bildlektüre regelmäßig die Bedeutung zu, ein beigeordnetes Bild im Zuge dreier, analytisch voneinander abgrenzbarer Konnotationen – der perzeptiven oder treffender: *erkennenden* Konnotation⁷, der *kognitiven* Konnotation und der *ideologischen* Konnotation – sukzessive zu politisieren.⁸

⁷An diesem Punkt erscheint es geboten, im Unterschied zu Barthes zwischen Wahrnehmung und Erkenntnis zu unterscheiden, zumal die Möglichkeit eines nichtsprachlichen Weltbezugs nicht allzu leichtfertig ausgeschlossen werden sollte. Alternativ können wir annehmen, dass eine sprachfreie *Wahrnehmung* durchaus existiert und zugleich die Voraussetzung ist für jedwede sprachförmige *Erkenntnis* (hierzu genauer Seel 1998, S. 253 f.) – um die es Barthes auf der Ebene der ersten Konnotation letztlich geht.

⁸Während Barthes in seinem Aufsatz *Die Fotografie als Botschaft* im Kontext von allen drei Ebenen von Konnotation spricht und die Denotation in seinem analytischen Instrumentarium dem menschlichen Zugriff konsequenterweise entzieht, kennt er in seinem weit stärker rezipierten Aufsatz *Rhetorik des Bildes* auch in analytischer Sicht sehr wohl eine Denotation. Nachdem hier jedoch bereits argumentiert wurde, dass jedwede Erkenntnis sprachförmig ist (siehe Fn. 7) und die Denotation einem unmittelbaren Zugang folglich entzogen bleibt, referieren die vorliegenden methodologischen Überlegungen ausdrücklich und primär auf Barthes' älteren Aufsatz.

Auf der Ebene der ersten, erkennenden Konnotation erfolgt zunächst eine beschreibende, aber immer schon *auch* interpretierende Identifikation der abgebildeten Formelemente. Im Zuge der zweiten, kognitiven Konnotation wird das Bild als Trigger sprachlicher Botschaften reflexiv aufgeschlossen. Ausgangspunkt hierbei sind (formale) Signifikanten (z. B. Menschenmenge, leichte Bekleidung, Sonnenschein, Transparente, griechisches Parlamentsgebäude), die ein (inhaltliches) Assoziationspotenzial bergen, d. h. in unserem heutigen zentraleuropäischen Kontext für ein akademisches Milieu mit einem kritischen⁹ Interesse an der bildlichen Darstellung von Austerität die Vergegenwärtigung gewisser Signifikate nahelegen (z. B. Protest, Athen, warmes Klima). Beide zusammen, ein Signifikant und ein Signifikat, bilden ein Zeichen, das in einer je spezifischen Kombination mit anderen Zeichen und stets oberhalb von Denotationen Aussagen bildet. Für deren Bedeutung sind zeitlich und räumlich bedingte Diskurse – gemäß der postkonstruktivistischen Spekulation nicht allein, aber maßgeblich (siehe Fn. 5) – entscheidend (z. B. ‚in Athen scheint die Sonne‘ oder ‚Griech_innen protestieren gegen ihre politische Repräsentation‘). Auf der dritten Ebene – der ideologischen Konnotation – geht es nicht mehr um die Identifikation der „aufwändigen Botschaft“ (Barthes 1990b, S. 37) des Bildes, sondern hauptsächlich um deren Interpretation, die in ihrer Gesamtheit immer auch eine diskursive Artikulation darstellt.

Hierbei spielen gerade im Bereich der Information über bzw. Vermittlung von Politik, wie schon beschrieben, Bildern beigeordnete und meist ebenfalls visuell dargestellte Texte eine zentrale Rolle. Im Anschluss an Barthes, aber auch an jüngere Überlegungen des Multimodalitätsforschers Gunther Kress wird hier zunächst einmal davon ausgegangen, dass Bilder und Texte „vollwertige Glieder

⁹Die gesellschaftskritische Absicht haben (Post-)Nietzscheaner und Poststrukturalisten wie Michel Foucault oder Barthes mit (Post-)Marxisten – wie Griebel in diesem Band – gemein. Der Punkt, an dem beide Positionen jedoch stark differieren, ist der, an dem es um dasjenige geht, was kritisiert wird, und die Frage, auf welche Art und Weise dies geschehen soll. Unterdessen die (post-)marxistische Kritik den Kapitalismus durch die Veränderung von Produktionsverhältnissen zu überwinden trachtet und einer „Entfremdungsdoktrin“ (Mersch 2013, S. 156) verhaftet ist, die die Möglichkeit einer Überwindung des entsprechenden falschen Bewusstseins impliziert, arbeitet sich die von Nietzsche ausgehende Gesellschaftskritik an etwas anderem ab: Ihr geht es um keine politische Ökonomie, sondern um symbolische Ordnungen überhaupt. Postuliert wird eine Unhintergebarkeit medialer Verhältnisse. Vor dem Hintergrund dieser Unhintergebarkeit kann es um die Entlarvung einer sich hinter oder unter den medialen Verhältnissen verbergenden Wahrheit – etwa über einen „emanzipatorischen Gebrauch[] von Medien“ (ebd., S. 158) – niemals gehen. Gegenstand der Analyse sind symbolische Formen bzw. Semiosen, das Ziel eine Dekonstruktion (siehe Fn. 15) ihres Funktionierens.

der Informationsstruktur“ (Barthes 1990b, S. 34) eines Artikels sind. Zugleich wird ihnen jedoch keine gleiche, sondern eine je eigene „funktionale Spezialisierung“ (Kress 2012) unterstellt: Während die Fotografie nicht nur in unserer zentraleuropäischen Kultur primär eine Evidenzfunktion erfüllt und sowohl ihre Suggestion von Präsenz als auch ihre Bewirkung von Anteilnahme als ungebrochen stark gelten (Stepan 2000, S. 9; Reiche 2003, S. 18), trachten im Informations- und Bildungsbereich nach wie vor hauptsächlich Texte danach, andere Modi aufzuklären, sie erfüllen regelmäßig eine „Erhellungsfunktion“ (Barthes 1990b, S. 35).

Neben den Funktionen, denen die Modi separat voneinander gerecht zu werden suchen, gibt es zwischen Bild und Text regelmäßig auch ein Wechselspiel. Während etwa der einem Bild beigeordnete Text mehr oder minder stark an der fotografischen Evidenz partizipiert, steckt er – im vorliegenden Fall eines politisch-bildnerischen Artikels auf den Websites der bpb – unter Verweis auf größere Diskursformationen gleichsam den Rahmen ab, in dem ein Bild angeeignet wird. Texte liefern also regelmäßig die Hauptinformation. Diesen, um die Beschränkung von Polysemie bemühten Mechanismus¹⁰ umschreibt Barthes (ebd., S. 35, Herv. i. O.) mit einer eingängigen Metapher: Die grafische Botschaft „bildet eine Art Schraubstock, der die konnotierten Bedeutungen daran hindert, entweder in allzu individuelle Regionen auszuschwärmen (das heißt, er begrenzt die Projektionsmacht des Bildes) oder in dysphorische Werte [...]; der Text *führt* den Leser durch die Signifikate des Bildes hindurch, leitet ihn an manchen vorbei und lässt ihn andere rezipieren“. Während sich der Text also anschiebt, die Interpretation eines Bildes festzuschrauben bzw. die Betrachtenden in einer bestimmten Weise zu disziplinieren, fokussiert er laut Barthes (ebd., S. 35) regelmäßig nicht die Gesamtheit der Bildbotschaft (z. B. spielen klimatische Bedingungen oder Mode für die Information über griechischen Protest gegen politische Repräsentation tendenziell keine Rolle), sondern lediglich manche Zeichen und montiert sie zu Aussagen, die ein ausgewähltes Abgebildetes näher spezifizieren, Hintergrundinformationen bereitstellen (z. B. den Grund, weshalb Menschen in Griechenland protestieren) oder ähnliches. Nachdem es bereits auf der Ebene der erkennenden Konnotation raum-, zeit-, interesse- und milieubedingt zu einer

¹⁰Auch wenn die textuelle Botschaft danach trachtet, die Bildlektüre zu kanalisieren, „gibt es nie eine wirkliche Einverleibung, da die Substanzen der zwei Strukturen (hier die graphische, dort die bildliche) irreduzibel sind“ (Barthes 1990a, S. 21 f.). Damit bleibt immer eine Restspannung zwischen beiden Modi übrig, der relativ großen bildlichen Polysemie kann kein Text je in Gänze beikommen.

Komplexitätsreduktion kam, findet im Zuge der ideologischen Konnotation eine weitere und letzte statt. Im Unterschied zu den vorherigen beiden wird sie jedoch stärker als von der eigenen von einer fremden Diskursposition zu bestimmen gesucht. Was bedeutet das genau?

Der im Folgenden zu analysierende bpb-Beitrag in seiner Gesamtheit kann mit Nonhoff (2006, S. 310) als eine „hegemoniale Artikulation“ verstanden werden, deren Sprecher¹¹ unterstellt werden darf, nach Anerkennung der Artikulation, nach einer gewissen Breitenwirkung zu streben. Auf dem Weg zu diesem Ziel ist es nicht nur notwendig, dass sich eine Artikulation im Sinne eines „Differenzierungsakt[s]“ (ebd., S. 303) zu anderen Artikulationen in ein Verhältnis setzt. Auch muss es ihr gelingen, von möglichst vielen Rezipient_innen anerkannt zu werden respektive möglichst viele von ihnen zu disziplinieren (Foucault 2010). Schließlich lässt sich mit Blick auf die damit verbundenen Ein- und Ausschlüsse festhalten, dass im Zuge der *buchstäblichen* Lektüre eines Bildes an einer starken Politisierung des letzteren und mittelbar auch der Rezipient_innen kein Weg vorbeiführt.

4 Austerität in Anführungszeichen

Der Beitrag mit dem Titel „Politik der ‚Austerität‘“ (Vogel 2014) ist der erste von 107 Treffern, den Besucher_innen der bpb-Websites erhalten, geben sie das Stichwort *Austerität* in das Suchfenster ein. Nach Auskunft des bpb-Referenten Matthias Jung (2016a) handelt es sich dabei um einen „Meinungstext[]“ im Rahmen

¹¹An dieser Stelle sei angemerkt, dass der vorliegende Beitrag weder auf einem starken Subjekt noch auf einem toten fußt, sondern das Subjekt als ein mittelstarkes denkt. Was bedeutet das genau: Gemäß der Affinität zum poststrukturalistischen Denken kann von einem intentional und autonom handelnden, cartesianischen *Cogito* nicht die Rede sein. Vielmehr wird die maßgebliche Prägekraft auf der Strukturebene verortet, entsprechend gilt das Subjekt als dezentriert. Insbesondere mit Blick auf diskursive Dynamiken ist jedoch nicht anzunehmen, dass Subjekte strukturdeterminiert sind. Auch wenn sich Individuen extradiskursiver und diskursiver Einflüsse und damit auch Subjektivierungen nicht erwehren können, haben sie – und hier referiert der Beitrag auf den ‚mittleren‘ Foucault (2014) – doch einen gewissen Spielraum; sie sind in einem bestimmten Rahmen durchaus fähig, sich abweichend zu verhalten, sich zu widersetzen.

des Dossiers „Deutsch-griechische Beziehungen“.¹² Neben Nummer und Titel des Suchergebnisses sowie einem kurzen Textausschnitt erscheint in der Trefferliste bei den meisten Ergebnissen auch ein kleines Bild. Ein Klick auf jenes leitet zum Treffer über. In den meisten Fällen entspricht das kleine Bild aus der Trefferliste dabei demjenigen, das gleich zu Beginn eines Beitrags (d. h. relativ weit oben auf dem Bildschirm) angezeigt wird und kaum eines Scrollens bedarf.¹³ So auch im Fall des vorliegenden ersten Treffers: Auf den ersten Blick ist das Bild etwa zur Hälfte erkennbar, es bedarf nur eines geringen Scrollens, um es in Gänze sehen zu können. Formal vorgängig sind der Fotografie ein durch Schriftgröße und rote Farbe hervorgehobener Beitragstitel, ein gefetteter Lead und die Angabe eines Autors¹⁴ und Datums. Unterhalb der Fotografie folgen nach einer kurzen Bildbeschreibung samt Quellenangabe ein längerer, durch Absätze und Zwischenüberschriften gegliederter Fließtext sowie eine weitere kleine Fotografie, ebenfalls mit Beschreibung und unter Angabe der Quelle. In puncto Gestaltung erinnert der Beitrag somit an Artikel, wie wir sie aktuell auf Nachrichten-Websites wie faz.net, freitag.de, handelsblatt.com oder spiegel.de finden können. Im Unterschied zu letzteren finden wir am Ende des Beitrags jedoch ein Verzeichnis der verwendeten Literatur, was wiederum an wissenschaftliche Aufsätze denken lässt. Mit Blick auf die einzelnen Bestandteile und deren Gestaltung gerät der Beitrag formal also zu einem Hybrid.

Nachdem sich der Artikel als diskursive Artikulation neben verschiedenen Texten aus zwei Fotografien zusammensetzt und jene gemäß dem hier zugrunde liegenden Erkenntnisinteresse und Barthes' Lektüreverfahren das Einfallstor für

¹²Das mit Austerität verwandte Diskursphänomen Wirtschafts- und Finanzkrise wird im Rahmen des Dossiers unter der ersten Rubrik „Debatte“ neben dem hier im Fokus stehenden Beitrag von vier weiteren Beiträgen und in durchaus unterschiedlicher Façon bearbeitet: „Ist in Griechenland die Normalität wiederhergestellt?“, „Die ‚Griechenlandkrise‘ als Weltwirtschaftskrise“, „Die Erfolge geben Recht“ und „Euro-Krise aus der Perspektive der Medien“ (bpb 2016).

¹³Für die Analyse verwendet wurde ein MacBook Pro mit einem 13,3-Zoll (2560 × 1600) Bildschirm, die Auflösung wurde in der Standardeinstellung belassen.

¹⁴Trotz der Annahme eines mittelstarken Subjekts (siehe Fn. 11) wird hier mit Sarasin (2006, S. 127) davon ausgegangen, dass im Kontext der Diskursanalyse, d. h. im Zuge der Aufschließung von *Ordnungsstrukturen*, „die Durchstreichung des Autors [...] ein großer Gewinn“ ist, nicht zuletzt weil der analytische Blick auf die Funktionsweise einer medial vermittelten Artikulation so freier wird. Was zählt, ist das (formal) Manifeste und nicht das von einem oder einer Autor_in (inhaltlich) Gemeinte. Diese Einstellung spiegelt sich insofern in der Darstellungsweise der empirischen Analyse, als in der Argumentation regelmäßig Artikel und nicht auf den oder die Autor_in rekurriert wird.

eine Dekonstruktion¹⁵ ebendieser Artikulation sein sollen, erscheint folgendes Vorgehen sinnvoll: Zunächst werden beide, dem Artikel zugehörige Bilder jeweils auf der Ebene der erkennenden und kognitiven Konnotation aufgeschlossen, ehe sie gemeinsam hinsichtlich ihrer ideologischen Konnotation in den Blick geraten. Der Grund für diese analytische Reihenfolge liegt darin, dass beide Bilder zwar eine eigene Bildbeschreibung haben, sich ansonsten aber dieselben Texte – Titel, Lead, Fließtext – in sie einzuschreiben suchen.

Was nun zunächst das große, prominent platzierte Bild des Artikels anbelangt (siehe Abb. 1), lässt sich auf der Ebene der erkennenden Konnotation festhalten, dass die Fotografie aus der Zentralperspektive eine Straßenszene zeigt. Im Bildvordergrund befindet sich eine auf Steinfließen ausgebreitete Decke, auf der diverse verpackungs- und/oder etikettlose Gegenstände wie eine Jeans, Bücher oder eine Kamera liegen. Rechts neben der Decke steht ein roter Wasserhydrant. Links von der Decke und nach hinten versetzt steht ein älterer Mann mit hinter dem Rücken verschränkten Armen. Er trägt weite, sommerliche und gebügelte Kleidung, ähnlich wie die zweite Person, ebenfalls ein älterer Mann, auf dem Bild. Jener sitzt rechts zu den Füßen des ersten auf einer niedrigen Stufe und stützt seinen Kopf auf die rechte Hand. Beide Männer blicken in die Kamera. In ihrem Rücken bzw. im Bildhintergrund befindet sich ein Geschäft. Dessen Glas-tür ist verschlossen, vor dem zugehörigen Schaufenster ist ein Gitter heruntergelassen, das jedoch eine Werbetafel in griechischer Schrift erkennen lässt. Der Eingang des Geschäfts und die dunkle Fassade sind mit buntem Graffiti besprüht.

Auf der Ebene der kognitiven Konnotation setzt das Bild „sofort eine Reihe diskontinuierlicher Zeichen“ frei, deren Substanz eine sprachliche ist (Barthes 1990b, S. 29). Wie bereits im vorangegangenen Kapitel ausgeführt, sind die erkannten Signifikanten (im Folgenden immer in Klammern) laut Barthes in einem je spezifischen zeitlichen und räumlichen Kontext Induktoren von Assoziationen, d. h. sie triggern eine Vergegenwärtigung je spezifischer Signifikate. Im vorliegenden Fall sind die Folgenden denkbar: Straßenverkauf (Decke mit Gegenständen), Trödel (gebrauchte Gegenstände), alte Männer (Glatzen), Sommer (Hautfarbe,

¹⁵Die hier akzentuierte Spielart der Dekonstruktion orientiert sich maßgeblich am post-strukturalistischen Denken von Foucault und verbindet es mit den semiologischen Überlegungen von Roland Barthes. Damit ist sie nicht zu verwechseln mit der Dekonstruktion im Sinne Jacques Derridas (1972, S. 424), die auf einer grundverschiedenen Ontologie basiert und unterhalb des Stichworts *différence* ein unendliches, von aller Referenz losgelöstes „Spiel des Bezeichnens“ behauptet. Demgegenüber meint Dekonstruktion hier ein politisches Projekt, in dessen Rahmen das Diskursive radikal historisiert wird und dessen kritischer Anspruch darin besteht, die Funktionsweise diskursiver Ordnungen offenzulegen und nach damit verknüpften, primär strukturbedingten Strategien zu befragen.

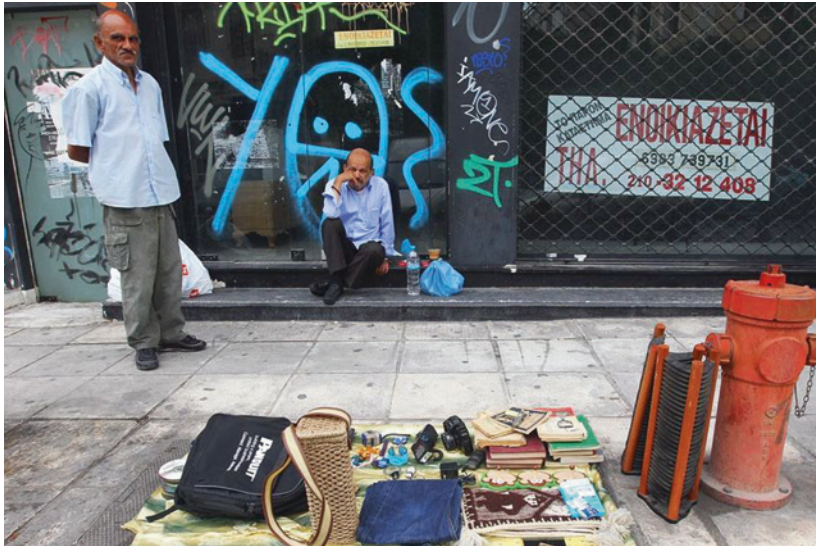


Abb. 1 „Rezession.“ (Quelle: Picture Alliance zit. n. bpb 2014)

Bekleidung), Griechenland (Werbetafel), Pleite (geschlossenes Geschäft), Subkultur oder Eigentumsbeschädigung (Graffiti) und Müdigkeit oder Überdruß (auf Hand gestützter Kopf). Wie wir anhand der letztgenannten Verknüpfungen von Signifikanten mit Signifikaten zu Zeichen sehen, sind die vom Bild angestoßenen Assoziationen nicht eindeutig oder spannungsfrei.

Das zweite, kleinere Bild (siehe Abb. 2) kann auf der Ebene der erkennenden Konnotation zunächst dahin gehend beschrieben werden, als es ebenfalls aus der Zentralperspektive aufgenommen ist und eine weitere Straßenszene zeigt. Ein junger Mann liegt auf einem mit Pappe ausgelegten Treppenvorsprung in einer Häusercke. Er liegt in Embryohaltung da und trägt einen dunkelblauen Kapuzenpullover, der die Hälfte seines Gesichts einschließlich seiner Augen bedeckt. Sein Oberkörper ist mit einer dunklen Bomberjacke zugedeckt, seine linke Hand ist ausgestreckt und hält einen nach oben hin geöffneten Pappbecher. Rechts hinter dem Mann erkennen wir ein heruntergelassenes Garagen- oder Ladentor, zwischen ihm und dem heruntergelassenen Tor liegt eine schwarze Reisetasche. Links neben ihm befindet sich eine rechtwinklig anschließende Hauswand mit einem metallenen Rohr, das an ihr und knapp über dem Kopf des Mannes entlangläuft. Wand wie Tor sind mit buntem Graffiti besprüht. Das Graffito linker



Abb. 2 „Ein Obdachloser in Athen.“ (Quelle: Picture Alliance/zumapress.com zit. n. bpb 2014)

Hand des Liegenden zeigt einen gelbfarbigen Unterarm, die zugehörige Hand umfasst eine blaue Spritze.

Auch dieses zweite Bild setzt im Rahmen der kognitiven Konnotation eine Reihe von Signifikaten frei: Obdachlosigkeit (Schlaf auf der Straße, Reisetasche), Jugend (Kleidung), Bettler oder Schnelllebigkeit (Pappbecher), Drogensucht (Graffito an Hauswand), Pleite (geschlossenes Geschäft) und Subkultur oder Eigentumsbeschädigung (Graffiti). Wie im Fall des ersten Bildes sind die Assoziationen auch hier nicht eindeutig.

Die grafische Botschaft, die regelmäßig als erstes augenfällig wird und uns auf die Ebene der ideologischen Konnotation führt, ist die Bildbeschreibung. Im vorliegenden Fall ist sie bei beiden Bildern recht kurz: Das erste Bild zeigt laut Beschreibung¹⁶ eine „Rezession“, auf dem zweiten ist „Ein Obdachloser in

¹⁶Laut Auskunft von Jung (2016b) war für die Bildredaktion – d. h. für die Auswahl und Beschreibung der beiden, dem Artikel beigeordneten Fotografien – nicht der Autor Steffen Vogel, sondern eine „externe Fachkraft“ zuständig. Auch vor diesem Hintergrund macht das Außenvorlassen des Autors oder der Autorin respektive die Fokussierung auf die Formebene Sinn (siehe Fn. 14).

Athen“ zu erkennen (Vogel 2014). Während die letztgenannte Bildbeschreibung das assoziierte Signifikat Obdachlosigkeit bestätigt und die Szene durch den Signifikant „Athen“ lediglich in einem bestimmten lokalen Kontext, konkret: dem griechischen verortet, passt die Beschreibung des Hauptbildes in Form eines einzigen Signifikanten zu keinem der assoziierten Signifikate. „Rezession“ ist ein zusätzliches Zeichen, welches das Bild in einen bestimmten, allem voran negativ assoziierten ökonomischen Kontext stellt. Das Verhältnis beider Bilder samt Beschreibungen zueinander legt den Schluss nahe: Es handelt sich bei dem Dargestellten um Begleiterscheinungen oder Folgen einer Rezession in Griechenland.

Der Artikel, in den beide Fotografien eingebettet sind, steht, wie bereits angeführt, unter dem Titel „Politik der ‚Austerität‘“ und verweist darauf, dass Austerität primär als Phänomen eines politischen Diskurses und nicht etwa eines ökonomischen adressiert wird. Als auffallend wie polysem können dabei die Anführungszeichen gelten, die Austerität rahmen, stehen sie in unserem kulturellen Kontext doch für Verschiedenes wie ein Zitat, einen Verweis auf ein besonderes Wort, eine Relativierung oder gar Distanzierung. Auch der Lead versieht den Signifikant „Austerität“ mit Anführungszeichen:

Unter ‚Austerität‘ versteht man einen politischen Kurs, der Ausgabenkürzungen und Privatisierungen verfolgt. Seit 2010 betreiben die Regierungen in Athen auf europäischen Druck eine Politik der Austerität, die vor allem die deutsche Bundesregierung bislang für unerlässlich hält. Laut Umfragen sehen eine Mehrheit der Griechinnen und Griechen darin ein brutales Spardiktat, das im Begriff ist, ihre Gesellschaft zu zerstören (ebd., Herv. i. O.).

Der Lead entspricht insofern dem Titel des Artikels, als er Austerität als „einen politischen Kurs“ und nicht etwa als ökonomische Notwendigkeit definiert. Eingeschlagen habe ihn die griechische Regierungen nur unter „Druck“. Die Idee, die in Auseinandersetzung mit beiden verwendeten Fotografien samt Beschreibungen gereift war, es handle sich bei dem bildlich Dargestellten um Begleit- oder Folgeerscheinungen einer Rezession, wird durch den Lead also partiell verschoben: Das Phänomen, das von Griech_innen, wie wir sie auf den Bildern exemplarisch erkennen können, als „brutal“ und „zerstören[d]“ empfunden wird, ist vorrangig keine Rezession, sondern politisch forcierte Austerität. Gegenübergestellt wird der griechischen Bevölkerung samt ihrer Austerität-ablehnenden Haltung neben Europa insbesondere die „deutsche Bundesregierung“ mit ihrer konträren Einschätzung, Austerität sei „unerlässlich“.

Der sich an den Lead anschließende Fließtext des Artikels spezifiziert Austerität noch einmal näher und stellt erneut zwei differente Positionen gegenüber, eine im europäischen Kontext hegemoniale und eine gegenhegemoniale. Durch die

teils wörtliche Wiederholung insbesondere negativ konnotierter Signifikanten wie „Druck“, „Spardiktat“ oder „zerstören“ betont dies die entsprechenden Zeichen:

Seit 2010 betreiben die Regierungen in Athen auf europäischen Druck eine Politik der Austerität. Der Begriff stammt vom lateinischen ‚austeritas‘, was ‚Strenge‘ oder ‚Herbheit‘ bedeutet, und bezeichnet einen Kurs von Ausgabenkürzungen und Privatisierungen. Damit sollen ein ausgeglichener Haushalt und die Reduzierung der griechischen Staatsschulden erreicht werden. Die deutsche Bundesregierung hält einen solchen Weg bislang für unerlässlich, um eine wirtschaftliche Erholung in der Eurozone einzuleiten, sie ist innerhalb der EU die treibende Kraft hinter dieser Politik. Hingegen sieht eine Mehrheit der Griechinnen und Griechen darin ein brutales Spardiktat, das im Begriff ist, ihre Gesellschaft zu zerstören (Vogel 2014).

Repräsentativ für die Befürwortenden von Austerität steht laut Artikel die deutsche Bundesregierung. Deren erklärte Ziele seien ein „ausgeglichener Haushalt“, die „Reduzierung der griechischen Staatsschulden“ und eine „wirtschaftliche Erholung in der Eurozone“. Die Maßnahmen, mit deren Hilfe die genannten Ziele erreicht werden sollen, seien „Ausgabenkürzungen und Privatisierungen“. Indes die deutsche Regierung einen solchen „Kurs“ oder „Weg“ explizit als „unerlässlich“ bezeichnet und so eine Art neutralen *ökonomischen* Sachzwang impliziert, akzentuiert der Artikel Austerität hier erneut als Phänomen eines *politischen* und damit nicht alternativlosen Diskurszusammenhangs.¹⁷ Und diesen prägen nicht nur Austeritätsbefürwortende, sondern auch eine entsprechende Gegnerschaft: Als repräsentativ für letztere taxiert der Artikel allem voran die griechische Bevölkerung. Sie deute die Entwicklungen in diametraler Weise; signifikant hierfür sind im Text Begriffe wie „Druck“, „Strenge“, „Herbheit“ und „Ausgabenkürzungen“ in Verbindung mit der Bezeichnung von Austerität als „brutales Spardiktat“, das die griechische „Gesellschaft zu zerstören“ droht.

Nach dieser kurzen Einführung in den Grundkonflikt um Austerität schickt sich der Rest des Artikels an, mithilfe von vier Argumenten die Position der Austeritätsbefürwortenden – d. h. implizit derjenigen, die für die bildlich dargestellten Notlagen (Altersarmut und Jugendobdachlosigkeit) hauptverantwortlich

¹⁷Dass nicht nur, aber auch im massenmedialen Kontext die Funktionsweise von Märkten im Allgemeinen und des Finanzsektors im Speziellen gerne als neutral oder quasi-natürlich dargestellt und einer politischen, allem voran menschlich gestaltbaren Sphäre entgegengesetzt wird, belegt für den Fall Großbritannien eindrucklich Griebel in diesem Band. Für eine diskurstheoretische Betrachtung makroökonomischer Indikatoren samt einer Kritik an deren häufiger Entdiskursivierung siehe etwa Mügge (2016).

sind – zu untergraben. Das erste Argument geriert sich dabei als ein aufklärendes, fokussiert das Eigeninteresse der Austeritätsbefürwortenden und sucht insbesondere die Rede von „so genannte[n] ‚Hilfspakete[n]‘ für Griechenland“ (Vogel 2014) zu hinterfragen:

[A]ngesichts eines drohenden Staatsbankrotts wandte sich Athen an die Europäische Union. Doch bei den schließlich an Griechenland ausgezahlten Finanzmitteln handelt es sich nicht, wie es oft irreführend heißt, um ‚Hilfen‘, sondern um verzinsten Kredite. Für den Ökonomen Yanis Varoufakis ist Griechenland de facto längst bankrott; in einer Form von ‚Konkursverschleppung‘ werde Griechenland aber durch die Kredite zahlungsfähig gehalten, um die Forderungen seiner internationalen Gläubiger bedienen zu können. Griechenland macht neue Schulden also vor allem, um die alten bedienen zu können: Tatsächlich fließen zwei Drittel der an Athen ausgezahlten Gelder direkt an die Inhaber griechischer Staatsanleihen, darunter Banken und Versicherungsgesellschaften aus Deutschland und Frankreich, zurück (ebd.).

Die Kernthese – Griechenland werde künstlich zahlungsfähig gehalten, um die „Forderungen seiner internationalen Gläubiger“ und damit „die alten“ Schulden bedienen zu können – wird inhaltlich zweimal wiederholt; der zugehörige Nebensatz beginnt in beiden Fällen mit der Konjunktion „um“ und schließt mit dem weiterführenden Infinitiv „bedienen zu können“, was die Aussage auch formal herausstellt. In Anbetracht der Kernthese erklärt sich ferner, weshalb an den zwei Stellen, an denen die Rede von „Hilfspaketen“ oder „Hilfen“ ist, die Begriffe beide Male in Anführungszeichen stehen. Ähnlich wie im Fall des Artikeltitels könnte dies schlicht als Zitatangabe gedeutet werden, doch: Dem Signifikant „Hilfspakete“ ist zusätzlich zu Anführungszeichen auch die Wortverbindung „so genannte“ vorgeschaltet, was eine grammatikalisch nicht notwendige Doppelung darstellt. Auf diese Weise akzentuiert der Artikel formale auf zweifache Weise nicht nur, wer spricht: nicht der diskursiv geprägte Autor, sondern die Austeritätsbefürwortenden. Einher geht damit weiters eine merkliche *Distanzierung* von den Bezeichnungen, wie sie die Befürwortenden verwenden, samt den zugehörigen Praktiken. Explizit bewertet werden sie vom Artikel als „irreführend“.

Während die im engeren Sinne politischen Austeritätsbefürwortenden über die aufgewendeten Finanzmittel als Hilfen sprechen, deutet die Gegnerschaft, zu der der Artikel auch den Ökonom und ehemaligen griechischen Finanzminister Varoufakis zählt, ebendiese Mittel als „Konkursverschleppung“, die vorrangig dem Eigeninteresse der Befürwortenden diene. Der Artikel hält den hegemonial artikulierten Zielen letzterer, wie sie der Beginn des Fließtexts zitierte (ausgeglichener Haushalt, Schuldenreduktion und Erholung der Eurozone), somit ihr Eigeninteresse entgegen und konturiert letzteres zugleich als die wahre Ursache

für den europäischen wie bundesdeutschen Druck auf die griechische Regierung, eine Politik der Austerität zu implementieren. Damit entsteht ein Gegenüber von Schein und Sein, von Manipulierenden und Manipulierten. Den Schein geben laut Artikel die Austeritätsbefürwortenden vor.

Den zweiten Versuch, Austerität infrage zu stellen und damit die hegemoniale Position, wie sie hier prominent mit der deutschen Bundesregierung besetzt wird, herauszufordern, unternimmt der Artikel implizit über ein demokratie- bzw. legitimitätsdefizitäres Argument:

Besagt Kredite sind überdies an strenge Bedingungen geknüpft, über deren Einhaltung die so genannte Troika wacht. Ihr gehören neben EU-Kommission und EZB auch der Internationale Währungsfonds (IWF) an, der auf Drängen Deutschlands ins Boot geholt wurde. Zwischen Troika und griechischer Regierung wurden dann jene Vereinbarungen geschlossen, in denen sich Athen zur Austerität verpflichtet – wobei dem Parlament in Athen nur die Alternative bleibt, die entsprechenden Gesetze zu beschließen oder einen möglichen Staatsbankrott in Kauf zu nehmen (Vogel 2014).

Obwohl das griechische politische System ein parlamentarisches ist, die Souveränität also bei dem durch demokratische Wahlen legitimierten Parlament liegt, ist im Kontext von Austerität, so legt der Artikel nahe, mit der Troika ein Gremium tonangebend, das schwerlich als demokratisch legitimiert bezeichnet werden kann: Mag die EU-Kommission aus demokratietheoretischer Sicht dadurch hinreichend legitimiert sein, dass ihre Mitglieder von der Zustimmung des direkt gewählten Europäischen Parlaments abhängen, zu dem auch Vertreter_innen aus Griechenland gehören, sind es die Europäische Zentralbank und der IWF bei Weitem nicht. Zwar habe sich die griechische Regierung selbst zu Austerität verpflichtet und die entsprechenden Maßnahmen dadurch formal legitimiert. Nachdem der Artikel neben der Selbstverpflichtung einen Staatsbankrott als einzige Alternative beschreibt, erscheint die von der griechischen Regierung getroffene Wahl nicht zuletzt mit Blick auf die international aufgebaute Drohkulisse allerdings als keine wirkliche.

Weiters sucht der Artikel, die Position der Austeritätsbefürwortenden über die Darstellung einer bestimmten ökonomischen Logik zu unterminieren:

Inzwischen hat sogar der IWF wiederholt Selbstkritik geäußert. So erklärt der Währungsfonds, er habe unterschätzt, wie stark die Arbeitslosigkeit anwachsen werde; auch seien die Wachstumsprognosen zu optimistisch ausgefallen. Kritische Wirtschaftswissenschaftler wie Nobelpreisträger Paul Krugman hatten schon frühzeitig vor dieser Entwicklung gewarnt und auf einen grundsätzlichen Zusammenhang verwiesen: In der Krise agieren viele Unternehmen vorsichtig und schieben Investitionen auf. Wenn nun auch noch der Staat seine Ausgaben kürzt und die Bürger

aufgrund von deutlichen Einkommensverlusten ihren Konsum massiv einschränken, fehlt es endgültig an wirtschaftlicher Stimulanz: Öffentliche Investitionen in die Infrastruktur und private Nachfrage, die Wachstum erzeugen könnten, fallen geringer aus oder unterbleiben ganz, und der Abwärtstrend verschärft sich (Vogel 2014).

Mit anderen Worten, für die von den Austeritätsbefürwortenden vorgegebenen Ziele ist Austerität laut Artikel kontraproduktiv. Zur Untermauerung des dargelegten Arguments referiert er auf ein Expert_innentum, konkret auf Institutionen und Personen, denen man gemeinhin eine Expertise in finanzpolitischen Belangen unterstellt, sodass deren Artikulationen als vergleichsweise glaubwürdig erscheinen dürften: den IWF und Wirtschaftswissenschaftler, unter letzteren gar ein Träger des Nobelpreises als einer der allgemeingültig wohl höchsten Würde des symbolischen Westens, die ein Mensch erlangen kann. Jene, die also, salopp gesagt, vom Fach sind und die hegemonial artikulierten Ziele Ernst nehmen, sind gegen Austerität oder sehen das entsprechende Phänomen mindestens kritisch. Im Fall des IWF kommt hinzu, dass er neben EU-Kommission und EZB zur Troika gehört und somit Teil des Gremiums ist, mit dem die griechische Regierung „Verbindungen“ geschlossen hat und das seither über die Einhaltung der „strenge[n] Bedingungen“, an die die vereinbarten Kredite geknüpft sind, „wacht“.

Selbst im Lager der Austeritätsbefürwortenden, so das ökonomische Argument des Artikels, herrscht inzwischen Uneinigkeit über den eingeschlagenen Kurs. Selbst unter den Triebkräften von Austerität gibt es selbstkritische Äußerungen. Das, was der hegemoniale politische Diskurs mit der Bundesregierung an der Spitze als Lösung der Krise bzw. zur Überwindung der Rezession präsentiert, dechiffrieren vom Artikel zitierte Repräsentant_innen des ökonomischen Diskurses als das glatte Gegenteil, als eine Art Verstärker. Vor diesem Hintergrund erklärt sich letztlich auch, weshalb der Artikel Austerität primär dem politischen Diskurs zuzuordnen sucht: Während ökonomische Sachverständige den „grundsätzlichen Zusammenhang“, weshalb Austerität die gesetzten Ziele nicht zu erreichen hilft, leicht verständlich ausweisen können, argumentieren implizit höchstens fachfremde politische Repräsentant_innen und unkritische Wirtschaftswissenschaftler pro Austerität.

In Ergänzung des bis zu dieser Stelle aufgeschlossenen aufklärerischen, des demokratie- respektive legitimitätsdefizitären und des ökonomischen, von Experten erhobenen Einwands gegen Austerität und deren Befürwortende führt der Beitrag zum Schluss noch ein moralisches Argument an – und knüpft dabei eine besonders starke Verbindung zwischen dem Fließtext und den beiden verwendeten Bildern.

Für die griechische Gesellschaft hat dieser durch die Austerität massiv verstärkte wirtschaftliche Niedergang gravierende Folgen. Die Arbeitslosigkeit erreicht immer neue Rekordmarken, immer mehr Menschen fehlt der Zugang zu medizinischer Versorgung. Teilweise kommt es zu einer regelrechten Verelendung. Die Hilfsorganisation Oxfam warnt, bei einer Fortsetzung der Austeritätspolitik könnten bis 2025 weitere 15 bis 25 Millionen Europäer in die Armut stürzen (Vogel 2014).

Die laut Artikel durch Austerität verstärkte Rezession wird in der eben zitierten Passage nicht mehr als ein abstrakter politischer und/oder ökonomischer Zankapfel thematisiert; mit dem wirtschaftlichen Niedergang gingen „gravierende“ lebensweltliche „Folgen“ einher. Indes eine stetig wachsende Arbeitslosigkeit die wirtschaftliche Existenz vieler Menschen bedroht, steht durch den zunehmenden Mangel an medizinischer Versorgung implizit die nackte Existenz auf dem Spiel. Als anschauliche Beispiele für die konstatierte „regelrechte[] Verelendung“ können dabei beide, mit dem Text verknüpfte Fotografien gelten. Zeigt die eine Szene einen alten Mann, der im Beisein eines anderen, der auf der Straße sitzt, mutmaßlich sein letztes Hemd zu verkaufen sucht, dessen Lebensleistung augenscheinlich also nicht reicht, um ungeachtet der politischen und ökonomischen Entwicklungen einen ruhigen Lebensabend zu verbringen, zeigt die andere einen jungen Mann, der offenbar kein Dach über dem Kopf hat und bettelt.

Beide Szenen stellen damit Menschen verschiedener Generationen auf der Straße dar, die der hegemonialen Auffassung von Nützlichkeit in einer kapitalistischen Gesellschaft kaum entsprechen (Heitmeyer 2016), und zeigen sie bei dem Versuch, auf verschiedene Weise ein wenig Geld zu verdienen, um ihre Existenz zu sichern. Über die drei Männer teilt uns der Text dabei kaum etwas mit: Wir erfahren keine Namen, kein Alter und kennen auch nicht die genauen Umstände, die zu ihrer Situation geführt haben. Während die beiden alten Männer zumindest in die Kamera blicken, als Personen dadurch in besonderer Weise sichtbar werden und unseren Blick zu erwidern scheinen, besticht bezüglich des jungen Obdachlosen die Tatsache, dass seine obere Gesichtshälfte von einer Kapuze verdeckt ist und er damit noch stärker entpersonalisiert wird. So gerät er zu einem obgleich stummen, so doch exponierten Verweis auf eine sich vergrößernde *Subalterne*, die von Austeritätsbefürwortenden als den hegemonialen Sprecher im Diskurs mindestens in Kauf genommen wird und der der Artikel in seiner Gesamtheit eine Stimme verleiht. Stellvertretend stehen die drei abgebildeten Männer hierbei nicht nur für aktuell von Austerität existenziell Betroffene respektive die Mehrheit der griechischen Bevölkerung, die zugehörige Maßnahmen ablehnt.

Damit stehen die beiden analysierten Fotografien in einem Kontext, der Austerität in Anführungszeichen – und damit von einer allem voran distanzierenden Sprecherposition – als streng interessegeleitetes, demokratie- bzw. legitimitätsdefizitäres,

ökonomisch kontraproduktives und nicht zuletzt asoziales Phänomen beschreibt und die Bilder in übereinstimmender Weise ideologisch konnotiert. Erkennbar sind dabei zweierlei Subjektivierungen: Während Griechinnen und Griechen mehrheitlich als Unterworfenen subjektiviert werden (bis zum Grad einer unpersönlichen Subalterne), werden Europa bzw. die EU und dabei insbesondere die deutsche Bundesregierung als die Hegemone beschrieben, die die größte Macht haben, ihre Sichtweise selbst gegen allerlei Einwände und Notstände durchzusetzen. Ihre Spielregeln bestimmen die Privilegierung von Gläubiger_innen vor Schuldner_innen und nehmen dabei ein Demokratiedefizit, Expert_innenkritik, eine Verschärfung des ökonomischen „Abwärtstrend[s]“ und nicht zuletzt auch „Verelendung“ in Kauf, für welche die fotografierten Griechen plakativ stehen.

Sie und ihre Situation werden am Ende mit einer Warnung vor der „Fortsetzung der Austeritätspolitik“ verknüpft: „15 bis 25 Millionen Europäer“ könnten bis 2025 in eine ähnliche Lage geraten. Ferner verweist der Artikel darauf, dass in Griechenland die „etablierten Parteien [...] massiv an Legitimität eingebüßt“ haben und „die neofaschistische ‚Goldene Morgenröte‘ von einer unbedeutenden Splitterpartei zur aktuell fünftstärksten Kraft im Parlament“ (Vogel 2014) aufgestiegen sei. An dieser Stelle wird besonders deutlich, welche Strategie dem vorliegenden Beitrag zugrunde liegt: Es geht um die Verbreitung einer transnationalen Idee im Allgemeinen und einer Idee europäischer Solidarität im Besonderen, zumal Phänomene wie Armut oder politischer Radikalismus keine auf nationale Zusammenhänge beschränkten sind, sondern Zusammenhänge darstellen, die uns „Europäer“ betreffen. Aus einer solchen Perspektive erscheint es wenig sinnvoll, die gegenwärtige Opposition von EU, der deutschen Bundesregierung respektive der Troika einerseits und der griechischen Regierung andererseits aufrechtzuerhalten. Ihr Ergebnis ist schließlich eine „Gesellschaft vor der Zerreißprobe“ (ebd.).

5 Zwischen Evidenzerzeugung und Voyeurismus

Der vorliegende, Konstruktivismus-affine und an medialer Repräsentation interessierte Beitrag zielte darauf, Austerität als ein in Neuen Medien insbesondere visuell dargestelltes Phänomen in den Fokus zu rücken, ohne es dabei – wie radikale Konstruktivist_innen – allumfänglich im Diskursiven aufzulösen. Im Anschluss an eine medientheoretische Reflexion, einen postkonstruktivistischen Begriff von Repräsentation, passende fototheoretische und method(olog)ische Überlegungen wurden zwei Fotografien samt Kontext feinanalysiert, die einem exponierten Online-Angebot der Bundeszentrale für politische Bildung zum Thema Austerität

zugehören und dem Phänomen nicht ein, sondern gleich drei Gesichter verleihen. Damit ist an dieser Stelle jedoch auch eines der zentralen Dilemmata von fotografischer Repräsentation angesprochen. Einerseits haben Fotografien regelmäßig das Potenzial, Evidenz zu erzeugen und moralisch zu stimulieren, andererseits hat das Fotografieren „eine chronisch voyeuristische Beziehung zur Welt geschaffen“ (Sontag 2010, S. 286).

Das Bedürfnis nach Bestätigung der Realität und Ausweitung des Erfahrungshorizontes durch Fotografie ist ein ästhetisches Konsumverhalten, dem heute jedermann verfallen ist. Die Industriegesellschaften verwandeln ihre Bürger in Bilder-Süchtige; dies ist die unwiderstehlichste Form von geistiger Verseuchung (ebd., S. 301).

Wenn also im Zuge einer im weitesten Sinne emanzipatorisch angelegten Artikulation, wie wir sie hier näher in Augenschein genommen haben, nicht zuletzt durch die Verbildlichung von Leid moralische Empfindungen und eine Veränderung der Verhältnisse angeregt werden (sollen), geht dies unabwendbar damit einher, dass bei den Bildbetrachtenden auch eine bestimmte Art des Voyeurismus befriedigt wird. Hinzu kommt, dass in Zeiten der Omnipräsenz von Schreckens-, Schock- oder anrührenden Fotografien fraglich ist, welche Wirkung derartige Bilder zeitigen – ob sie am Ende nicht „mindestens ebensoviel dazu bei[]tragen, unser Gewissen abzutöten, wie dazu, es aufzurütteln“ (ebd., S. 297).

Abbildungsverzeichnis

Picture Alliance zitiert nach bpb. 2014. Politik der „Austerität“. <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/griechenland/178.330/politik-der-austeritaet>. Zugegriffen: 01.12.2016

Picture Alliance/zumapress.com zitiert nach bpb. 2014. Politik der „Austerität“. <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/griechenland/178.330/politik-der-austeritaet>. Zugegriffen: 01.12.2016

Literatur

- Adami, Elisabetta. 2016. Multimodality. In *The oxford handbook of language and society*, Hrsg. Ofelia García, Nelson Flores, und Massimiliano Spotti, 451–472. New York: Oxford University Press.
- Aufenanger, Stefan, und Bettina Muratović. 2013. Neue Medien. In *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*, Hrsg. Ute Frietsch, und Jörg Rogge, 289–293. Bielefeld: transcript.
- Barthes, Roland. 1990a. Die Fotografie als Botschaft. In *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn*, Hrsg. Roland Barthes, 11–27. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Barthes, Roland. 1990b. Rhetorik des Bildes. In *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn*, Hrsg. Roland Barthes, 28–46. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baudrillard, Jean. 1978. *Agonie des Realen*. Berlin: Merve.
- Baudrillard, Jean. 2005. *Der symbolische Tausch und der Tod*. Berlin: Matthes & Seitz.
- bpb. 2014. Bildunterschriften im Rahmen des Artikels „Politik der ‚Austerität‘“. <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/griechenland/178330/politik-der-austeritaet>. Zugegriffen: 3. Dez. 2016.
- bpb. 2016. Dossier „Deutsch-griechische Beziehungen“, Rubrik „Debatte“. <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/griechenland/186992/debatte>. Zugegriffen: 3. Dez. 2016.
- Cassirer, Ernst. 2010. *Philosophie der symbolischen Formen III*. Hamburg: Felix Meiner.
- Chmelar, Kristina. i. E. Gedenken denken im *terrain vague*. Ein postkonstruktivistischer Weg für die Erinnerungsforschung. *Zeitschrift für Diskursforschung*.
- Dean, Kathryn, Jonathan Joseph, John M. Roberts, und Colin Wight (Hrsg.). 2006. *Realism, philosophy and social science*. New York: Palgrave Macmillan.
- Derrida, Jacques. 1972. *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques. 1974. *Grammatologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eder, Jens. 2015. Bilder der Finanzkrise. Interventionen des Dokumentarfilms. https://www.academia.edu/9662312/Bilder_der_Finanzkrise_Interventionen_des_Dokumentarfilms._Moving_Images_of_the_Financial_Crisis._Documentary_Interventions_. Zugegriffen: 1. Dez. 2016.
- Erl, Astrid. 2011. *Memory in Culture*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Foucault, Michel. 1993. *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Foucault, Michel. 2010. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2014. *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geimer, Peter. 2014. *Theorien der Fotografie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Griebel, Tim. 2016. *Liebe und Macht in der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung 2001–2003. Eine kritisch-realistische Diskursanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Heitmeyer, Wilhelm. 2016. Die Gesellschaft ist vergiftet. Interview mit Edith Meinhart. <http://www.profil.at/oesterreich/soziologe-wilhelm-heimmeyer-gesellschaft-7642635>. Zugegriffen: 1. Dez. 2016.
- Jung, Matthias. 2016a. Beantwortung einer Emailanfrage am 20.10.2016.
- Jung, Matthias. 2016b. Beantwortung einer Emailanfrage am 08.11.2016.
- Krämer, Sybille. 1998a. Das Medium als Spur und als Apparat. In *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Hrsg. Sybille Krämer, 73–94. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krämer, Sybille. 1998b. Was haben die Medien, der Computer und die Realität miteinander zutun? Zur Einleitung in diesen Band. In *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Hrsg. Sybille Krämer, 9–26. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krämer, Sybille. 2013. Was ist ein Medium? Grundlinien einer Medientheorie in der Perspektive des ‚Botenmodells‘. *Zeitschrift für deutschsprachige Kultur und Literatur* 21: 329–355.
- Kress, Gunther. 2012. What is multimodality. <https://www.youtube.com/watch?v=nt5w-PlhhDDU>. Zugegriffen: 21. Juli 2016.

- Laclau, Ernesto, und Chantal Mouffe. 2013. Post-Marxism without apologies. <https://de.scribd.com/document/124132751/Laclau-and-Mouffe-Post-Marxism-Without-Apologies>. Zugegriffen: 1. Aug. 2016.
- McLuhan, Marshall. 1970. *Die magischen Kanäle*. Wien: Econ.
- McLuhan, Marshall. 1992. *The global village. Transformations in world, life and media in the 21st century*. New York: Oxford University.
- McLuhan, Marshall. 2001. *Das Medium ist die Botschaft*. Dresden: Philo Fine Arts.
- Mersch, Dieter. 2013. *Medientheorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Mitchell, William J. 1992. *The reconfigured eye visual truth in the post-photographic era*. Cambridge: MIT Press.
- Mügge, Daniel. 2016. Studying macroeconomic indicators as powerful ideas. *Journal of European Public Policy* 23 (3): 410–427.
- Nietzsche, Friedrich. 2016. Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-3243/1>. Zugegriffen: 1. Dez. 2016.
- Nonhoff, Martin. 2006. Hegemonieanalyse: Theorie, Methode und Forschungspraxis. In *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, Bd. 2, Hrsg. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider, und Willy Viehöver, 299–331. Wiesbaden: Springer.
- Putnam, Hilary. 1997. *Für eine Erneuerung der Philosophie*. Stuttgart: Reclam.
- Reiche, Jürgen. 2003. Macht der Bilder. In *Bilder, die lügen*, Hrsg. Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 10–19. Bonn: Bouvier.
- Sarasin, Philipp. 2006. Ordnungsstrukturen. Zum Zusammenhang von Foucaults Diskurs- und Machtanalyse. In *Methoden und Kontexte. Historiographische Probleme der Bildungsforschung*, Hrsg. Rita Casale, Daniel Tröhler, und Jürgen Oelkers, 120–131. Göttingen: Wallstein.
- Seel, Martin. 1998. Medien der Realität und Realität der Medien. In *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Hrsg. Sybille Krämer, 244–268. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Sontag, Susan. 1980. *Über Fotografie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Sontag, Susan. 2010. In Platos Höhle. In *Texte zur Theorie der Fotografie*, Hrsg. Bernd Stiegler, 277–301. Stuttgart: Reclam.
- Stepan, Peter. 2000. Bild und Macht. In *Fotos, die die Welt bewegten. Das 20. Jahrhundert*, Hrsg. Peter Stepan, 6–12. München: Prestel.
- Vogel, Steffen. 2014. Politik der „Austerität“. <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/griechenland/178330/politik-der-austeritaet>. Zugegriffen: 1. Dez. 2016.

Über die Autorin

Kristina Chmelar ist Promotionsstipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politische Wissenschaft der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.



<http://www.springer.com/978-3-658-17460-6>

Austerität als gesellschaftliches Projekt

Zwischen Theorie und Praxis

Sturm, R.; Griebel, T.; Winkelmann, T. (Hrsg.)

2017, VIII, 210 S. 31 Abb., 4 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-17460-6